

GILLY MACMILLAN

**TOPFER
HIMMEL**

THRILLER

KNAUR*

Spaziergangs war der Nachmittag noch mild. Langsam und lautlos vollzog sich der Wechsel der Jahreszeiten um uns herum.

Natürlich merkten Ben und der Hund nichts davon. Während ich in Gedanken Fotografien komponierte, rannten und spielten und versteckten sich die beiden, mit Atemwölkchen vor dem Mund und Übermut im Blick. Ben trug einen roten Anorak, und ich sah, wie das Rot vor mir auf dem Pfad aufblitzte, mal zwischen den Bäumen verschwand und wieder daraus auftauchte. An seiner Seite lief Skittle.

Ben schlug mit Stöcken gegen Baumstämme und kniete sich auf den mit Blättern übersäten Boden, um Pilze zu bestaunen, die er nicht berühren durfte. Er versuchte, mit geschlossenen Augen zu gehen, und kommentierte jeden Schritt. »Ich glaube, hier ist es matschig, Mum«, sagte er, als er merkte, dass ein Stiefel feststeckte, und ich musste den Schuh retten, während er, einen Sockenfuß in der Luft, schwankend abwartete. Er hob Kiefernzapfen auf und zeigte mir einen, der fest geschlossen war. »Es wird regnen«, erklärte er mir. »Schau!«

Mein Sohn war wunderschön an diesem Nachmittag. Er war erst acht Jahre alt. Sein hellbraunes Haar war leicht zerzaust und seine Wangen gerötet von der Anstrengung und der Kälte. Er hatte blaue Augen, klar und hell wie Sapphire. Seine Haut war blass und abgesehen von den Sommersprossen makellos, und sein Lächeln war für mich der schönste Anblick, den es gab. Er hatte etwa zwei Drittel meiner Größe, genau richtig, um ihm beim Spaziergehen einen Arm um die Schultern zu legen oder ihn an die Hand zu nehmen, was er immer noch gern mochte, sofern wir nicht in der Schule waren.

An diesem Nachmittag verströmte er Fröhlichkeit, auf jene kindlich unkomplizierte Art. Sie machte auch mich fröhlich. Die zehn Monate seit Johns Auszug waren hart gewesen, und auch wenn ich vermutlich noch immer zu viel über ihn und Katrina nachdachte, gab es doch Momente, in denen es in Ordnung war, dass Ben und ich alleine waren. Zugegeben, sie waren selten, aber es gab sie, und der Nachmittag im Wald war ein solcher Moment.

Um halb fünf wurde die Kälte allmählich schneidend, und es war an der Zeit, sich auf den Heimweg zu machen. Ben war nicht einverstanden.

»Ich will noch auf die Seilschaukel! Darf ich? Bitte!«

»Ja«, sagte ich. Wir würden es schon noch bei Tageslicht bis zum Auto schaffen.

»Darf ich vorlaufen?«

Ich muss oft an diesen Augenblick denken, und bevor Sie mich für meine Antwort verurteilen, möchte ich Sie etwas fragen. Was machen Sie, wenn Sie sowohl Vater als auch Mutter für Ihr Kind sein müssen? Ich war alleinerziehend. Mein mütterlicher Instinkt war eindeutig: Bewahre dein Kind vor allem. Die Mutter in mir sagte: »Nein, du bist noch zu klein, ich bringe dich zur Schaukel und bewache jeden deiner Schritte auf dem Weg dorthin.« In Abwesenheit von Bens Vater aber hielt ich es ebenso für meine Aufgabe, einer anderen, väterlichen Stimme Raum zu geben. Ich stellte mir vor, dass diese Stimme Ben ermuntern würde, selbständig zu sein und etwas zu wagen, das Leben selbst zu entdecken. Ich stellte mir vor, dass sie sagte: »Natürlich! Lauf schon los!«

So aber verlief die Unterhaltung tatsächlich:

»Darf ich vorlaufen?«

»Ach, Ben, ich weiß nicht.«

»Bitte, Mum!« Schmeichelnd zog er die Vokale in die Länge.

»Kennst du den Weg?«

»Ja!«

»Bist du sicher?«

»Wir sind doch jedes Mal da.«

Er hatte recht, das waren wir.

»Also gut. Aber wenn du die Abzweigung nicht findest, dann bleib einfach stehen und warte auf dem großen Weg auf mich.«

»Ist gut«, und weg war er. Er galoppierte den Weg davon, und Skittle rannte neben ihm her.

»Ben!«, rief ich. »Findest du den Weg auch *wirklich*?«

»Ja!«, beteuerte er mit jener Stimme, bei der klar war, dass er nicht zugehört hatte, weil es etwas weit Interessanteres gab, mit dem er sich beschäftigen wollte. Er blieb nicht stehen und wandte sich auch nicht um.

Und das war das Letzte, was ich von ihm sah.

Während ich Ben auf dem Weg folgte, hörte ich eine Nachricht auf dem

Mobiltelefon ab. Sie war von meiner Schwester. Sie stammte vom Mittag.

»Hallo, ich bin's. Kannst du mich zurückrufen? Es geht um das Shooting für die Weihnachtsausgabe meines Blogs. Ich bin auf der Cotswold Nahrungsmittelmesse, und ich hab tausend Ideen, über die ich mit dir reden muss. Du kommst doch nächstes Wochenende. Ich weiß, es war ausgemacht, dass ihr zu uns kommt, aber ich hab mir gedacht, dass wir im Cottage etwas Besseres hinkriegen. Wir können es mit Zweigen und so schmücken, also kommt doch lieber hierher. Die Mädchen bleiben bei Simon, weil sie alles Mögliche vorhaben, also sind wir unter uns. Übrigens bin ich heute Abend auch da, also versuch's dort, falls du mich auf dem Handy nicht erreichst. Liebe Grüße an Ben. Tschüs.«

Meine Schwester hatte einen erfolgreichen Food-Blog. Er war nach dem Lieblingsessen ihrer Töchter benannt: »Ketchup und Pudding«. Sie hatte vier Töchter, und alle waren ihrem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten, hatten dunkle braune Augen, beinahe schwarzes, störrisches Haar und ein hitziges Gemüt. Meine Schwester witzelte oft, dass sie daran zweifeln würde, dass es ihre eigenen Kinder waren, wenn sie sie nicht selbst geboren hätte. Manchmal fragte ich mich, ob sie ihre Kinder wirklich durchschaute; sie wirkten so unzugänglich, selbst der eigenen Mutter gegenüber.

Der Altersunterschied zwischen ihnen war nicht groß; alle vier waren älter als Ben, und sie bildeten einen Clan, zu dem er nie ganz dazugehörte. Er betrachtete sie mit einer gewissen Skepsis, vor allem, da sie ihn ein bisschen behandelten, als sei er ein Spielzeug.

Nicky allerdings konnte ihnen meistens Paroli bieten; sie organisierte und terminierte alles bis auf die letzte Minute und beherrschte sie, indem sie sie auf Trab hielt. Ihr Leben verlief nach einem so strengen Programm, dass ich mich manchmal fragte, ob diese schwarzhaarigen Mädchen nicht implodieren würden, sobald sie der Kontrolle ihrer Mutter entkämen und in die Welt hinausträten.

In ihrem Blog veröffentlichte Nicky Rezepte, von denen sie behauptete, dass selbst die heikelsten Familien auf diese Weise gesund und in gemeinsamer Runde essen würden. Als sie damit anfang, fand ich den Blog trivial und albern, doch zu meiner Überraschung hatte er

eingeschlagen und wurde oft erwähnt, wenn es um die Top Ten unter den besten Blogs zum Thema Essen oder Familie ging.

Meine Schwester war eine hervorragende Köchin, und sie kombinierte die Rezepte mit humorvollen Glossen über die Strapazen, eine große Familie am Laufen zu halten. Es war nicht mein Ding, viel zu kitschig und gekünstelt für meinen Geschmack, aber es war beeindruckend und schien einer Menge Frauen aus dem Herzen zu sprechen, die sich dem Bild von der perfekten Hausfrau verschrieben hatten.

Ich rief zurück und hinterließ ebenfalls eine Nachricht. »Ja, wir kommen am Samstagvormittag und bleiben bis Sonntag nach dem Mittagessen. Soll ich was mitbringen?«

Es war eine Pro-forma-Frage. Sie würde nichts von mir wollen. Sie bildete sich viel darauf ein, die perfekte Gastgeberin zu sein.

Den Aufenthalt zu begrenzen war ebenfalls wohlüberlegt. Als ich noch davon ausgegangen war, dass wir Nicky zu Hause besuchen würden, hatte ich mir vorgenommen, nur eine Nacht zu bleiben. Wenngleich ich außer Nicky keine Familie mehr hatte und mich verpflichtet fühlte, sie zu sehen und Ben die Gelegenheit zu geben, mit seinen Cousinen zusammen zu sein, freute ich mich nie besonders auf diese Besuche.

Ihr großes Haus am Stadtrand von Salisbury war perfekt, traditionell und laut. War ich mehr als eine Nacht dort, befiel mich die Klaustrophobie. Das alles zusammen war einfach ein wenig erdrückend: die supertüchtige Nicky, die rundum häusliche Wunder vollbrachte, ihr großer fröhlicher Ehemann, immer ein Glas Wein in der Hand und eine Anekdote im Ärmel, und die zankenden Töchter, die hinter dem Rücken meiner Schwester Victoryzeichen machten und ihren Vater um den kleinen Finger wickelten. Es war eine andere Welt, weit weg von meinem und Bens ruhigem Leben in unserem Häuschen in Bristol.

Allerdings war auch das Cottage kein wesentlich besserer Ort, selbst ohne Nickys Familie. Tante Esther, die uns aufgezogen hatte, hatte es mir und Nicky hinterlassen; es war klein und feucht und barg unangenehme Erinnerungen. Ich hätte es schon vor Jahren verkauft, das Geld wäre mir nicht ungelegen gekommen, aber Nicky hing sehr daran, und sie und Simon hatten schon vor langer Zeit alle

Unterhaltskosten übernommen, vermutlich hauptsächlich wegen ihres schlechten Gewissens mir gegenüber. Sie ermunterte mich, es öfter zu nutzen, doch wann immer ich dort war, fühlte ich mich seltsam, so, als wäre ich nie wirklich erwachsen geworden und hätte meine Teenagerpersönlichkeit nie abgestreift.

Ich steckte das Telefon zurück in die Tasche. Ich hatte den Pfad erreicht, der zur Seilschaukel führte. Ben war nicht da, also nahm ich an, dass er vorausgegangen war. Ich schlug mich auf seinen Spuren durch die Büsche und stapfte durch den Morast. Als ich auf der Lichtung mit der Seilschaukel ankam, lächelte ich voller Vorfreude, ihn dort zu sehen und sein Triumphgefühl zu erleben, dass er den Weg alleine gefunden hatte.

Nur waren weder er noch Skittle dort. Die Seilschaukel war in Bewegung, langsam schwang sie von links nach rechts und wieder zurück. Ich trat vor, um die Lichtung besser zu überblicken. »Ben«, rief ich. Keine Antwort. Ein Anflug von Panik überkam mich, aber ich bremste mich. Ich hatte ihm dieses kleine bisschen Selbständigkeit zugestanden und sollte ihm den Augenblick nun nicht durch eine überängstliche Reaktion verderben. Wahrscheinlich versteckte Ben sich mit Skittle hinter einem Baum, und ich wollte ihm sein Spiel nicht kaputt machen.

Ich sah mich um. Die Lichtung war klein, nicht größer als ein halber Tennisplatz. Ringsum war sie von dichtem Wald umgeben, eine dunkle Einfassung, nur an einer Seite gab es eine Anpflanzung halbhoher Setzlinge, dürr und spröde, ohne Blätter. Sie zerstreuten das Licht in ihrer Umgebung und verliehen ihm eine eigentümliche Wirkung. In der Mitte der Lichtung neigte sich eine alte Buche über einen kleinen Bach. An einem der Äste hing die Seilschaukel, und ich mutmaßte, dass Ben sich hinter dem dicken Baumstamm versteckte.

Langsam trat ich auf die Lichtung und spielte mit.

»Hmm«, rief ich in Richtung Baum, damit er mich auch hören könnte. »Wo ist Ben denn nur? Ich dachte, wir wollten uns hier treffen, aber ich kann ihn nirgends sehen. Und auch seinen Hund nicht. Wie merkwürdig.«

Ich hielt inne, um zu lauschen, ob er sich zu erkennen gäbe, aber alles blieb still.